

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 107.

Sonntag, den 7. Mai 1905.

20. Jahrgang.

Kleines Feuilleton.

Mr. Henry Wilson, der Mohr des Prinzen Carl.

In jener Zeit, als Berlin noch nicht die glänzende Metropole von heute war, erregte jede fremdländische Erscheinung auf den Straßen ganz enormes Aufsehen. Zu diesen gehörte in früheren Jahren die phantastische Erscheinung eines schwarzen Vafaien, der den alten Prinzen Carl, Bruder Kaiser Wilhelms I., auf allen seinen Fahrten begleitete. Der Schwarze der damals in den zwanziger Jahren stand, trug stets orientalische Gewänder, einen roten Fes und als Waffe den Katogan, und führte den Namen Henry Wilson. Er ist 1854 in Freeborn (West-



africa) geboren ging mit 11 Jahren zur See und kam später nach Hamburg. Dort entdeckte Graf Waldersee, der spätere General-Feldmarschall, den aufgeweckten Knaben, der schon damals neben seiner Heimatssprache der Afrikaner fertig Deutsch, Englisch und Arabisch sprach, und nahm ihn mit nach Hannover. Im Jahre 1873 trat Wilson in die Dienste des Prinzen Carl von Preußen, den er auf allen seinen Reisen, auch nach dem Orient, begleitete. Nach dem Tode des Prinzen Carl im Jahre 1883 trat Wilson in die Dienste des Großherzogs von Sachsen-Weimar, des Bruders der Kaiserin Augusta. Jetzt lebt er als Pensionär in Zehlendorf bei Berlin an der Seite seiner weißen Frau.

Einen merkwürdigen Todesfall, der in der medizinischen Literatur bisher ein Unikum darstellt, beschrieb Dr. Schröder in einem Vortrag vor der biologischen Abteilung des Reichlichen Vereins in Hamburg. Es handelte sich um einen 39 Jahre alten Müller, der auf folgende Weise ums Leben kam. Er war in einer Dampfmühle beschäftigt, in der das Mehl vom Wehlstein aus durch einen in der Dede mündenden Schacht in einen großen Raum fällt, der nur einen Zugang durch eine kleine Luke befahl, wohin man mittels einer Leiter gelangen konnte. In einer Ecke dieses Raumes befand sich die Öffnung zu einem nach unten führenden Schacht, durch den das Mehl hinabfiel, um dann in die Gasse gefüllt zu werden. Früher mußte ein Arbeiter das Mehl in diesen Abzugsschacht hineinschütten, was gewiß in der mit Mehlstaub erfüllten Luft eine äußerst unangenehme Beschäftigung war. Die Arbeiter beschwerten sich denn auch bald beim Gewerbeinspektor und erreichten ihren Zweck, indem fortan die Beförderung des Mehls durch eine mechanische Vorrichtung bewerkstelligt wurde. Diese Anlage kam jedoch vorübergehend in Unordnung, sodaß wiederum ein Arbeiter das Umschütten des Mehls vornehmen mußte. Dabei war er nun wohl ungeachtet der Vorkehrungen, indem er eine sehr hohe Mehlmaße von unten anschaut, sodaß sie dann über ihn stürzte und ihn fast völlig begrub. Als das Ausbleiben des Arbeiters bemerkt wurde, sah man nach und fand den Mann an einer Wand stehend tot vor. Die Schaufel hielt er noch krampfhaft mit beiden Händen fest. Der herbeigekommene Arzt stellte fest, daß die Leiche im Gesicht ungewöhnlich blaß war. Um die Todesursache zu ermitteln, wurde Dr. Schröder mit der Obduktion betraut und führte nun den Nachweis, daß der Mann buchstäblich durch das Mehl erstickt war. Sämtliche Atemwege bis in die Lunge und in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre hinein waren vollständig mit einem feinen Mehlstaub verstopft.

Bei einem Bauernjüngertod, der sog. „Portemonnaiefall“, wurde der 64 Jahre alte, aus Magdeburg gebürtige Eisenreher Wilhelm Rachel in Berlin abgefaßt. Der alte Säufer kam erst vor sechs Wochen aus dem Zuchthaus. Bald trieb er sich auf den Berliner Bahnhöfen umher, um sich seine Opfer aus der Provinz auszusuchen. Leute, die sich ihm anvertrauten, führte er eine zeitlang umher unter dem Vorwande, daß er ihnen Berlin zeigen oder Arbeit verschaffen wolle. Bei guter Gelegenheit warf er irgendwo, meistens auf einen Hausflur, ein Portemonnaie mit einem falschen Zwanzigmarkstück heimlich weg, um es dann zu „finden“. Geheimnisvoll natürlich wollte er mit dem Begleiter redlich theilen und der Provinziale nahm auch dankend die Hälfte an, indem er das Zwanzigmarkstück nahm und zehn Mark herausgab. Sobald der Führer seine zehn Mark in der Tasche hatte, verschwand er durch einen Eckladen und ließ den Mann aus der Provinz stehen. Zu spät merkte dieser, daß er statt eines Goldstückes nur eine Fälschung bekommen hatte. Endlich wurde der Unverbeirliche auf dem Bahnhof Friedrichstraße von einem Kriminalbeamten festgenommen.

1000 Mark kann jeder gewinnen... Ein interessanter Lotterietag beschloßte am Donnerstag zum zweiten Male die sechste Strafkammer des Landgerichts 1 Berlin. Der wegen Lotterievergehens angeklagte Cigarrenhändler Eduard Sablowski hatte im vorigen Jahre in dem Schaufenster seines Cigarrenschäfts in der Friedrichstraße ein Plakat nachstehenden Inhalts aufgehängt: „Tausend Mark umsonst kann jeder gewinnen, der seine Cigarren bei mir kauft. Bei Einkäufen von 10 Cigarren

(von 60 Pfennig an) erhalten Sie eine Dose, die zugleich einhundertstel Loosanteil der 2. Königsberger Lotterie repräsentiert, und wodurch Ihnen eventuell ein Gewinn bis 100 A zufallen kann. Die Preise der Cigarren erleiden durch die Prämie keine Erhöhung. Die Originallose hängen im Fenster.“ Der Angeklagte hatte acht Lose der genannten Lotterie sich angeschafft und diese in je 100 Anthelle zerlegt. Jedem Kunden, der einen Einkauf von mindestens 60 A machte, hat er eine Dose gegeben, durch die dem Käufer je ein Anteil zum Gewinnbezug übertragen wurde. — Das Gericht erließ hierin einen Verstoß gegen das Gesetz vom 19. April 1896 betreffend den Handel mit Anteilen und Abschnitten von Loosen zu Privatlotterien und Auspielungen. Es verurteilte den Angeklagten zu 100 A Geldstrafe, weil er „gewerbmäßig Urkunden, durch die geringere als die genehmigten Anteile von Loosen zu Privatlotterien zum Gewinnbezug übertragen werden, veräußert“ habe. — Hiergegen legte Rechtsanwalt Alfred Vallien mit Erfolg Revision ein. Das Reichsgericht hob das erste Urteil auf und wies die Sache in die Vorinstanz zurück unter der Begründung, daß nicht der Thatbestand des im Gesetz vom 19. April 1896 vorgesehenen Vergehens vorliege, wohl aber die Veranstaltung einer öffentlichen Lotterie. — Auch in dieser Beziehung plädierte Rechtsanwalt Vallien in der erneuten Verhandlung für Freisprechung. Der Gerichtshof hielt aber eine Veranstaltung einer Lotterie für vorliegend und verurteilte Sablowski zu nur zehn Mark Geldstrafe.

Wogegen sich Herr Fridell verwahrt! In „Dramatischen Blättern“ (Jahrgang 1 Nr. 4, S. 97) findet sich unter dem Titel „Spitter und Glosse“ folgende „Verwahrung“:

Verwahrung. Herr Franz Xaver Fabichler aus Ping hat einen sogenannten Schlüsselroman geschrieben, der den Titel „Künstlerinnenangst“ führt und dessen Heldin eine bekannte Wiener Schauspielerin ist. Da ich den Schlüsselroman für keine sehr merkwürdige Kunstgattung halte, so hätte ich keinen Anlaß, mich für dieses Werk besonders zu interessieren, wenn Herr Fabichler nicht auch mich darin untergebracht hätte. Nun wäre ich ja im Prinzip gern bereit, dem Herrn Dichter als Rohmaterial zu dienen, aber ich erwarte dann auch, daß er von seinem schönen Poetenvorrecht Gebrauch macht und die Gemeinheiten dieser Welt idealisierend verklärt. Herr Fabichler thut dies aber nicht, sondern er schildert mich als Quartalsfänger. Hieran habe ich zu erinnern: es ist unrichtig, daß ich Quartalsfänger bin, richtig ist vielmehr, daß ich nahezu täglich betrunken bin. Ich lege Werth darauf, dies festzustellen, denn ich halte den Quartalsfänger für ein minderwertiges Geschöpf, weil er unter einem pathologischen Zwang handelt, während die meisten Gewohnheitsrinker im Vollbesitz ihrer Willensautonomie sind und als freie Menschenwesen in die Kasse steigen. Wenn es also schon nicht besonders schön ist, die Filzintimitäten einer schönen Künstlerin auszuplaudern, so ist es noch viel inhumaner, das Charakterbild eines im ganzen unbescholtenen Menschen in so schänder Weise zu verzerren, und ich bitte alle Leser u. Leserinnen, dem Herrn Dichter nicht zu glauben. Fridell.

Auch wir möchten uns der Bitte des Herrn Fridell anschließen und unsere Leser und Leserinnen im Namen der Idealität und Humanität ersuchen ihn doch ja nur für einen Gewohnheitsrinker und gewiß für keinen Quartalsfänger zu halten!

Sie brauchen keinen Schutz! Unter diesem Schlagwort erzählt die Wiener „Arbeiterzeitung“: Schanplatz: einer der Wiener Bahnhöfe. In der Ankunftsallee erwarten zwei einfach gekleidete Damen die ankommenden Reisenden. Die Damen stehen im Dienste jener bei uns noch nicht allzu lange wirksamen Bahnhofsmission, die sich die Aufgabe stellt, jungen und unerfahrenen Mädchen vom Lande, die mütterseelenallein die Waisenstadt betreten um dort Unterkommen und Arbeit zu suchen, schützend zur Seite zu stehen, sie vor den Gefahren der Großstadt zu warnen und zu schützen. Der Strom der Reisenden ergießt sich nach der Halle, dem Ausgang zu. Mitten drin schreitet ein Mädchen mit zierlich jugendlichen, hübschen Zügen, halb lässlich, halb häßlich gekleidet. Den Kopf bis in die Stirn hinein bedeckt ein wollener Schal, der das Antlitz vor allzu neugieriger Wartung schützt. In der Hand einen großen Kappkasten tragend, schreitet sie müde, fast schlafend dahin, so daß man in ihr leicht „Eine vom Lande“ vermuten kann. Eine der Damen hat sich an das Mädchen herangemacht: „Sie erlauben, Fräulein, Sie sind wohl fremd hier? Nehmen Sie die Frage nicht übel... Sie suchen wohl einen Posten, — „Rein Posten hab' ich ja — aber Unterkunft, nun, die muß ich mir erst suchen. Uebrigens... warum interessieren Sie sich für mich?“ — „Ja, wissen Sie, liebes Kind, Wien hat doch seine Gefahren für ein Mädchen, das aus der Fremde kommt und ganz allein da steht. Es gibt böse Menschen, schlechte Männer... Sie werden verstehen. Wenn Sie für die ersten Tage Schutz brauchen oder wünschen...“ „Ach ja, ich verstehe... Ich danke sehr, brauche keinen Schutz.“ — Die Dame ist etwas verblüfft, so kurz angebunden hatte sie wohl noch keine Schutzbedürftige gefunden. Zu einer Frage noch drängte es sie: „Sehr selbstbewußt, liebes Kind, aber sagen Sie mal — was sind Sie denn eigentlich?“ „Theaterbühnen“, war die Antwort, und damit war die Zwiegespräch auch beendet.

Ungekrönte Könige. Wie in den Weststaaten Amerikas die Landmagnaten ihren Landhunger befriedigen, schildert „Everybody's Magazine“. Mit Hilfe von falschen Vermessungen „Strohmannern“ usw. wird die Regierung um Millionen Acres beschwindelt. Heinrich Miller, 2. B. kam im Jahre 1850 als armer Schlichterlehrling von Deutschland nach Amerika, und jetzt hat er einen Besitz von 22712 1/2 englischen Quadratmeilen. In Fresno County verfügt er über 921600 Acres, in Humboldt- und Washington-County und in Nevada hat er 3 1/2 Millionen Acres und in Oregon 7 Millionen Acres. Ein ganzes Reichthum ist zweimal so groß wie das Königreich Belgien, größer als die Schweiz oder Dänemark und größer als ganz Griechenland. Solche Landkönige gibt es viele; sie haben die schönsten Landstücke an den Westküsten an sich gebracht. Viele haben die Konzessionen durch „Fälschungen“ der Vermessungen erlangt. Wenn ein Landkönig es auf ein neues Reichthum abgesehen hatte, so half ihm der Landmesser stets. In einem Fall kamen vier „Strohmannern“ zu einem bestochenen Notar und nahmen dergleichen große Staatsländereien auf. Als Smith ging der Stroh-

mann ins Bureau, dann kam er als Jones wieder, und das wiederholte er zehnmal. Diese Strohmannern sind Schreiber, Stenographen und selbst farbige Thiersticker in den Bureaus des Landkönigs in San Francisco. Auf diese Art wurde ein Stück Land nach dem andern erworben und die Regierung war in der Täuschung befangen, daß das Land von Kolonisten bevölkert sei, die sich dort niedergelassen hätten. Jetzt sind nun viele Millionen Acres in den Händen weniger Autokraten, und diese können den Ansiedlern ihrerseits beliebige Bedingungen stellen.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2736



Kolonial-Kaffee

Usambara-Mischungen

sehr kräftig u. aromatisch empfiehlt

C. Acker Nachf.
E. Hees jr.
Wiesbaden, Gr. Burastr. 16.

1/2 Kilo
1.45
1.70

Gesetzlich geschützt!

Rabatt-Karte

D. R. G. M. 108821

VON

Carl Claes

Wiesbaden, Bahnhofstrasse 10.
Wäsche, Wollwaren, Unterkleider
Strumpfwaren, Handtücher
— Eigene Näherei und Strickerei. —

Anweisung. Ich verleihe auf Verlangen bei Barinkassaden für je 50 Pfg. des bezahlten Betrages eine Rabatt-Karte im Werte von 2 Pfg. Diese Marken klebe man in die auf der Innenseite der Rabatt-Karte vorgedruckten Felder. Sobald die 100 Felder besetzt sind, zahle ich für die Rabatt-Karte in bar. — 2 Mark —

Wegen Aufgabe des Geschäftes
Ausverkauf v. Geschäftsbüchern, Briefordnern, Brief-, Kanzlei-, Konzept-, Packpapier pp. und sämtlichen Bureauartikeln, sowie alle in das Papier-, Schreib- und Zeichensach einschlagende Waren zu billigen Preisen.

Nur **Schulhefte**
werden als Spezialität in bekannter bester Qualität weiter angefertigt, worauf ich Lehrauskäufen und Pensionate ganz besonders aufmerksam mache. 8545

W. Hillesheim, Papier- u. Schreibwarenhandlung,
Kirchgasse 40.

Blikableiteranlagen

(Reparatur und Prüfen).
genau nach staatlicher Vorschrift unter Garantie liefert
V. Vollmer, elektr.-mechanische Werkstätte,
Geisbergstraße 9 und Sonnenbergstraße 59. 801

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 107.

Samstag, den 7. Mai 1905.

20. Jahrgang.

Berliner Brief.

Von H. Silbush.

Nachdruck verboten.

Maifeier der Wissenschaft. — Röntgen- und Chirurgen-Kongress. — Blinddarmfurcht. — Blütenhauch. — Baumbüchse. — Maifeier der Theater. — Premierenfest. — Stille Bühne.

Der Mai war gekommen und mit ihm zwei Kongresse, die von Berlin aus die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf sich ziehen. Es ist eine Maifeier der Wissenschaft. Der Röntgenkongress ist äußerlich ein so schlichter, einfacher Kongress, und doch muß er als ein „Ereignis“ betrachtet werden. Wie bedeutungsvoll muß die ganze Röntgenische Entdeckung oder Erfindung — nenne man sie, wie man will, sein, wenn ein Kongress schallt und einfach mit dem Namen „Röntgen“ belegt wird. Die ganze Wissenschaft ist ein Röntgen, sie ist ein Lichtstrahl, durch welchen man erkennen will, was die Welt im Innersten zusammenhält. Ueber die Wichtigkeit dieses Goetheschen Satzes wird man erst so recht klar, wenn man die Verhandlungen des Chirurgen-Kongresses studiert. Die Herren vom „scharfen Messer“ verbreiten sich diesmal recht ausführlich über den inneren Menschen, und wir sehen mit Erstaunen und banger Verwunderung, was uns alles fehlt und was wir zu viel haben, wir sehen aber auch, was wir entbehren können. Ich weiß nicht, ob die detaillierten Mitteilungen über den Chirurgen-Kongress in den Tagesblättern nicht Unheil anrichten können. Es ist unglaublich, wie viel Angstmeierei es gibt; man muß nur genau zuhören, was sich Reute, die die Kongressberichte lesen, für Krankheiten einbilden. Am meisten grassiert jetzt die Blinddarmfurcht. Wer ein bißchen Bauchgrimmen hat, glaubt an eine Blinddarmzerrung. Und diese Krankheitsfurcht im schönen Monat Mai, also auch die weite Großstadt, in deren Innern man „keinen Baum und Strauch sieht“ — bitte nicht wörtlich zu nehmen — von einem Blütenhauch überzogen wird. Und dieser bezwingende Blütenhauch zieht zu uns vom nahegelegenen Werder, wo die Baumbüchse — die mit Recht in der ganzen Welt berühmte Baumbüchse — in voller Pracht steht. Der Werdersche Baumbüchsen-Fest ist der reizvollste von allen nordischen Baumbüchsenfesten der Natur. Es ist erstaunlich, wie faszinierend er wirkt, welche magische Gewalt er auf die Berliner ausübt. Im Volksmunde hat sich dieser Bauber ausgedehnt in dem schönen Liede „Wenn Kalkulator in die Baumbüchse zieht“. Ob es nun gerade immer Kalkulator sind, bleibt dahingestellt; man zieht eben hinaus nach Werder, halb Berlin erlöst und ergötzt sich an den farbigsten Blüten, aus denen uns wieder ein anderes Lab-

sal entgegenreißt: Hochsommer und Herbstgenuss.

Zunächst aber hat Berlin einen überreichen Frühlingsgenuss erhalten und zwar auf dem Gebiete theatralischer Kost. Einen solchen 1. Mai hat es selten im Theaterleben gegeben; das war nun wieder eine Maifeier der Theater. Während die Arbeiterschaft den üblichen blauen Montag machte und während man sonst in jenen Tagen den 1. Mai mehr oder weniger würdig feierte, stattete sich in Berlin eine Art „Premierenfest“. Es war, so etwa ein halbes Duzend Theater-Ereignisse an einem Abend, das neuartigste die komische Oper des Herrn von Wolzogen, die sich im Thalia-Theater aufgetan hat. Der Ueberbrett-Freiherr hat die Poffenbühne für den Sommer gepachtet. Die Vorbereitungen ließen auf etwas Großes, Ueberraschendes schließen. Herr von Wolzogen pflegt den Mund etwas voll zu nehmen, kein Wunder, daß eine hohe Spannung erzeugt wurde. Das war vielleicht der erste große Fehler. Nur keine zu hochgespannten Erwartungen! Der komische Opern-Freiherr kam, sah und siegte nicht. Die Herren Kritiker und Referenten haben spaltenlange Berichte über die erste Vorstellung hinaus geschickt und ich kann mir daher ersparen, über den Wert oder Unwert der beiden ersten Werke an dieser Stelle etwas zu sagen. Unerwähnt kann ich aber nicht lassen, daß sich das Programm des Eröffnungs-Abends so abgespielt hat, wie ich es vermutet habe. Keine Wolzogen-Premiere ohne Rede; und richtig trotz Ablehnung und Opposition am Schlusse eine Rede oder vielleicht gerade deshalb. „Haben Sie die Fremdbildung, verehrte Anwesende, und brechen Sie nicht den Stab, haben Sie Geduld, ich bringe Ihnen die echte, rechte, die alleinigmachende komische Oper!“

Während sich der Herr Freiherr mit Versprechungen abquälte, zog fröhlich und flott das Zellerische Operetten-Ensemble bei Kroll mit „Jung-Heidelberg“ ein, im Velle-Alliance-Theater lachte man herzlich über die Lieben, netten Epäpe des „Viebsmanöver“ und im Theater des Westens bewunderte man Charlotte Wiebe. Man weiß ja, daß wir auch ein Theater des Ostens haben, trotz Karl Weiß, dem jetzigen Besitzer, heißt es beim Publikum Ostend-Theater; dort sind wieder einmal die Zegernseer eingezogen, so jenseits von Gut und Böse, daß man sich nicht erschauert. Im Foyer des Kgl. Schauspielhauses tagte die Gesellschaft für Theatergeschichte und in der Ballischen Möbelhandlung die „Stille Bühne“. Eine merkwürdige Gesellschaft, ein merkwürdiger Versammlungsraum. Gelesen wurde Augen-gruber. Wenn man die Räume noch für einen Ballen-logen-Kongress verwendet hätte!

„Zacherlin“

Unvergleichlich! Was in Deutschland nicht in der Welt!

In Wiesbaden bei den Herren:

Christ. Tauber, Kirchgasse 6.
H. Berling, Drog. Dr. Burgstr. 12.
Karl Bernheim, Wellstr. 39.
Ed. Brecher, Kungasse 12.
Dr. A. Grah, Kungasse 29.

Willy Gräfe, Webergasse 37.
Heinrich Kuepp, Goldgasse 9.
C. Rod. Drog. & r. Krenz, Sedanplatz 1.
Richard Schöb, Rheinstr. 67.

Tel. 3046 Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Für empfindliche Füße:

empfehle ich

nahtlose Strümpfe und Socken
aus Daunenwolle,

ungemein weich und fein, dabei sehr haltbar
und nicht filzend. 9285

Paar 1.25 bis Mk. 2.—

Ludwig Hess,

18. Webergasse 18.

Wilh. Sauerborn, Handelslehrer, 4 Wörthstraße 4.

Gewissenhafte Ausbildung von Herren u. Damen zu perfekten
Buchhaltern u. Buchhalterinnen.
Nur gediegener Einzel-Unterricht. Mäßiges Honorar.
Keine Vorauszahlung.
Borzügliche Erfolge bei zahlreichen Damen und Herren, die
nach erfolgter Ausbildung gute und sehr gute Stellen
erhielten. 8529

Haarausfall.

In alle Welt muß die Kunde bringen von der überraschenden Wirkung und dem großartigen Erfolge des garantiert alkoholfreien Haarwässers „Roxarin“, selbst in den hartnäckigsten Fällen glänzend bewährt. „Roxarin“ ist stark antiseptisch und von hervorragender antiparasitärer Wirkung; enthält milde Schuppen- und Schinnen auslösende, den Haarwuchs fördernde Bestandteile; macht das Haar voll, glänzend und seideweich; ist garantiert alkoholfrei; enthält von ersten Autoritäten anerkannt haarschützende, Bestandteile, ist in seiner Zusammensetzung noch langjährigsten Versuchen zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß da, wo noch selbst der geringste Haarwuchs vorhanden ist, auch der Erfolg ein überaus schneller ist. Flasche Mk. 1.50, Doppelfl. Mk. 2.50. Prospekt und Anfert. gratis. Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogen- und Friseurgeschäfte oder direkt von 861

Dr. Richard Jaschke & Comp., Berlin W. 92,
Eisenacherstraße 5.

Louis Zintgraff,

Eisenwaren-Handlung und

Magazin für Haus- und Küchengeräte,

Neugasse 13, Wiesbaden, Telefon 239,

empfeilt zur Saison:

Eiserne
Garten- und Balkon-
Möbel,
Rollschutzwände,
Fliegenschranken,
Eisschränke,
Gas-, Spiritus- und
Petroleumkocher.



Gartengeräte,
Drahtgeflechte,
Stachelzaundraht,
Giesskannen, Rasen-
mäschinen und Rasen-
sprenger,
Blumenspritzten,
Schlauchwagen.

Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen.



Brilliant-Glanzstärke

erreicht man leicht und sicher mit
Amerikanischer

Brilliant-Glanzstärke

Höchste Auszeichnung von Fritz Schulz jun. Akt. Ges.,
„Grand Prix“ Leipzig.

Weltausst. St. Louis 1904
nur echt mit Schutzmarke „Globus“ in Packeten
à 20 Pfr.

Zahn-Atelier

Frau C. Dietz, Wwe.

8, Part. Adolfstrasse 8, Part. 8143

Spezialität: Gold- u. Silberfüllungen.
Künstliche Zähne ohne Platte, Kronen- u. Brückenarbeiten.



Unterricht für Damen und Herren.

Lehrfächer: Schönschrift, Buchführung (einf., doppelte u. amerikan. Correspondenz, Kaufmänn. Rechnen (Prog., Jinsen u. Conto-Corrent, Rechnen), Buchhalter, Kontoführung, Stenographie, Maschinenschriften, Gründliche Ausbildung, Rascher und sicherer Erfolg, Tages- und Abend-Kurse.

NB. Neueinrichtung von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Selbstveranschlagung, werden discret ausgeführt. 4615

Heinr. Leicher, Kaufmann, langj. Fachlehr. a. groß. Veho. Institut
Zuifensplan 1a Partierre u. II. St.

Herren- Anzüge

nach Maass!

Grosse Auswahl!

Elegante Ausführung! Reell billige Preise!

Chr. Flechsel,
Schneidermeister, Jahnstr. 12. Pt.

Total-Ausverkauf!

Nur noch 14 Tage.

40% Rabatt

auf Glas, Porzellan, Jeden- und Steinwaaren.
W. Heymann, Ellenbogengasse 3.

Brennholz

Aldrichen p. Str. 1.20 M.
Anzudeh. „ 2.20 „
franko Haus, liefert
H. Carstens, Zimmermstr.
Säge- u. Hobelwerk, 6309
Zahnstraße 12 und 14.

Vereinsabzeichen, Preis- und Festmedaillen

von der einfachsten Arbeit bis zur kunstvollsten
Ausführung,
Wert- und Control-Marken etc. etc.
Tägliche Produktion 20000 Stück
fertigt

Wiesbadener Metallwarenfabrik,

Gravir- und Münzanstalt, G. m. b. H.

Bleidenstadt b. Wiesbaden,

Galvanische Anstalt. Emailiranstalt.

Lieferanten zahlreicher Staats- und Gemeindebehörden.

Export nach allen Ländern.

Telefon Nr. 93 Amt Langenschwalbach. 856

Zur bevorstehenden Saison

empfehle ich in grösster Auswahl und zu den billigsten
Preisen:

Gartenmöbel, Balkonmöbel,
Rollschutzwände.

Gaskocher von Junker & Ruh

mit patentierten

einbahnigen Doppelsparbrennern.

Bestes System mit garantiert
geringstem Gasverbrauch.

Eisschränke

mit Zinkblech und Glasplatten ausgekleidet.

Eismaschinen. Fliegenschranken.

L. D. Jung,

Telephon 213. Kirchgasse 47.

Spezial-Magazin

für Haus- und Küchengeräte. 616

Das zur Konkursmasse W. Michel gehörige Haus
Adolfstraße 1, ist zu verkaufen. Nähere Bedingungen
werden auf dem Bureau des Justizrats Dr. Alberti,
Adelheidstraße 24, mitgeteilt. 555

Stroh stets abzugeben

pro Centner Mk. 1.50. Hornung, Gäßnergasse 3.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 107.

Sonntag, den 7. Mai 1905.

20. Jahrgang

Unter schwerem Geschick.

Erzählung von Bella Limpurg.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Tant de bruit pour une omelette“, schmolte sie tändelnd, „oder wärest Du eifersüchtig, mein Schatz?“

„Dah ich Deine Liebe nicht besitze, nie besessen habe, Katharina“, antwortete Schleppenbach finster, „weiß ich längst doch nur ich ernstlich Maßregeln treffen, dah Du nicht auch Hans Albrecht unglücklich machst.“

„Was soll das heißen?“ fuhr sie auf und fiel aus ihrer Schmeichlerrolle. „Ich lasse mir über mein Betragen durchaus keine Vorschriften machen.“

„Keine Scene meine Besie, wenn ich bitten darf!“ entschied der Graf so kalt und gebietend, dah selbst das kokette Weib ihn ängstlich ansah. „Ich bin nur gekommen, Dir mitzutheilen, dah ich es müde bin dies qualvolle Dasein an Deiner Seite länger fortzusetzen. Von morgen ab bist Du frei, wie der Vogel in der Luft.“

„Eberhard!“ schrie sie entsetzt; der hohle, eintönige Klang seiner Stimme hatte etwas Grauenhaftes. „Was meinst Du damit, Sprich, um des Himmelswillen, was hast Du vor?“

„Nichts, was Dein Gemüth niederbeugen könnte“ entgegnete Eberhard und wandte sich zum gehen. „Vielleicht erfährst Du es bald — und dann brauchst Du Deine neue Dinertoilette nicht mehr zu tragen!“

Die Thür fiel hinter ihm ins Schloß, und laut aufschluchzend sank die Gräfin in einen Sessel. Sie durfte mit niemandem von dieser Scene sprechen; wenn nur Hans Albrecht helfen könnte? Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, warf sie in fliegender Eile einige Zeilen auf ein Billet und sandte die Jungfer damit zu ihrem Schwager, doch uneröffnet kam das düstige, blaßblaue Couvert zurück.

„Herr Graf bedauerten sehr, Erlaucht nicht dienen zu können; er müsse sich zeitig zur Jagd bereithalten.“

Die beiden Brüder schlossen in dieser Nacht kein Auge; nur warf Hans Albrecht sich ruhelos auf seinem Lager hin und her während der Majoratsherr eifrig schrieb und allerlei Papiere ordnete. Als der trübe, kalte Novembermorgen graute, war alles geschehen. Seine irdischen Angelegenheiten waren geordnet; er konnte den Posten verlassen auf den Gott ihn gestellt. Lange sah er regungslos in tiefes Nachdenken versunken. Es war ein schweres Verbrechen, welches er plante und dennoch würde man ihn mit allen Ehren an der Seite seiner Väter in die Familiengruft betten.

Endlich erhob er sich und sah nach der Uhr. „Es wird Zeit. Man will um sechs Uhr zum Rendez-vous aufbrechen. Die Treibjagd wird groß werden.“

Er zog die Klingel und hieß einen der Förster eintreten.

„Hören Sie, Klingner, wie wollten Sie die Schützen in den Ständen vertheilen?“

„Hier ist der Plan Erlaucht! Ich meine, so werden die guten und — die geringeren Schützen am besten vertheilt sein.“

Graf Schleppenbach sah den ihm überreichten Plan einige Augenblicke durch; der Bogen Papier bewegte sich leicht in seiner Hand, dann wandte er sich dem Förster zu und sagte ruhig:

„Könnten Sie es nicht so einzurichten suchen, Klingner dah ich neben meinem Bruder zu stehen käme?“

Der Angeredete sah etwas verblüfft aus.

„Erlaucht haben zu befehlen, doch sind Ew. Gnaden ein ebenso vortrefflicher Schütze als der Herr Graf Hans Albrecht —“

„Dies schadet nichts. Ich wünsche es sehr und bitte Sie zugleich darum, mein lieber, alter Freund.“

Er hatte dem Alten die Hand auf die Schulter gelegt und sah ihm bewegt in das wettergebräunte Antlitz, sodah jenem das Auge feucht wurde. So hatte sein Herr noch nie zu ihm gesprochen; das treue Herz Klingners schwoh vor Freude und Rührung.

„Mit tausend Freuden, Erlaucht“, stammelte er hastig. „Ich würde für Ew. Gnaden alles thun, wenn es sein müßte durchs Feuer gehen!“

„Jedenfalls werden Sie mir wenn ich — sterben sollte, ein treues Andenken bewahren? Nicht wahr, Klingner?“

„Da sei Gott im Himmel vor!“ wehrte der graubärtige Förster entsetzt. „Erlaucht werden doch nicht vor mir altem Knaben das Zeitliche segnen? Nein, nein, Ew. Gnaden werden mir gewiß einen frischen Eichenbruch auf die Brust legen, wenn mich unser Herrgott heimholt.“

Er wischte mit dem Rücken der arbeitsharten Hand über die Augen; es brannte darin eine heiße Thräne.

„Und nun gehen Sie, Klingner, aber sorgen Sie, dah womöglich mein Bruder nicht vorher erfährt, wer neben ihm steht. Baldmannsheil, alter, braver Mann!“

Kopfschüttelnd ging der Förster. So sonderbar hatte er seinen Herrn noch nie gesehen; sollte irgend etwas Unangenehmes vorgefallen sein? Man flüsterte sich zu, dah die Ehe des Majoratsherrn keine allzu glückliche sei, aber noch gestern bei der Taufe hatte sein wenig schönes Gesicht vor Freude gestrahlt, als er sein erstes Kindchen in die Arme genommen und geküßt hatte.

„Gott segne ihn! Es ist ein braver, lieber Herr“, murmelte Klingner, dann ging er hinüber, um nach der Meute zu sehen.

Erst als die übrigen Jagdgäste am Portal vorfuhren, erschien Graf Eberhard an der Schloßterrasse. Ruhelos war Hans Albrecht schon lange auf und nieder geschritten, doch vergeblich suchte er eine Gelegenheit, um mit seinem Bruder zu sprechen. Nur stumm aber mit festem Drucke reichte er ihm die Hand und stieg in den Sattel; denn er wollte bis in den Wald reiten. Wie eine dumpfe Ahnung lag es auf der Seele des sonst so lebensfrohen Kürassieroffiziers, als sie so auszogen zu lustiger Jagd; die Hornfanfare des alten Klingner, der mit der Meute folgte, ging ihm durch Mark und Bein, wie ein Tobtenruf, und es bedurfte einer energischen Anstrengung, um sich der düsteren Stimmung zu entschlagen.

Endlich war man an Ort und Stelle angekommen; ehe die Herren sich an ihren Stand begaben, gelang es ihm, an den Bruder heranzutreten und ihm zuzuraunen:

„Eberhard, ich muß heute noch Dich in ernster Sache sprechen. Unser beider Ehre steht auf dem Spiel.“

Da glitt ein herzzerreißend trüber Ausdruck über das Antlitz des Majoratsherrn; er nickte langsam und sehte zweimal vergeblich an, ehe es ihm gelang zu erwidern:

„Ich weiß, was Du meinst, mein armer Hans Albrecht. Noch heute wird die Sache erledigt sein! Lebewohl, geh nach Deinem Stand!“

Die Treibjagd begann, die Gemüther waren erregt, und bald herrschte ringsum lautes Leben, die Rüden wurden losgelassen, die Schüsse knallten und nur aus dem Stande Graf Eberhards fiel kein einziger. Da plötzlich — wie alles zugegangen, konnte nachher niemand mehr erzählen — schrie der alte Klingner gelend auf; ein Schuß knallte, eine dunkle Gestalt fiel lautlos zu Boden, und wild heulten die Lieblingshunde des Majoratsherrn. Wie mit einem Schlage hörte das Feuer auf, Treiber, Wild, Jäger und Hunde liefen bunt durcheinander, und abermals tönte des alten, treuen Försters Stimme:

„Mein Herr Graf ist todt — er liegt erschossen! Heiliger Himmel, welch ein Unglück!“

Nur einer rührte sich nicht; wie ein Todter selbst stand Hans Albrecht da und blickte auf die grenzenlose Verwirrung ringsum, während sein Gewehr, noch rauchend, am Boden lag. War es denn möglich, war das Damoklesschwert welches drohend über ihm gehangen herabgefallen auf sein zuckendes Herz! Durch den Schuß seiner Waffe war der unglückliche Eberhard, tödtlich getroffen, umgefunken. Niemand fragte nach ihm, niemand vielleicht ahnte, wie das Unglück geschehen; alles drängte sich um den Sterbenden, dessen glänzender Blick fragend umherwanderte.

„Hans — Albrecht“, murrten die trockenen Lippen, „wo — ist er. — Die letzte Stunde — gehört — ihm. — und mir!“

Des alten Klingner scharfes Auge mochte wohl die Wahrheit errathen; mitleidig blickte er den halb bewußtlosen Offizier an, der jetzt beim Klange der matten Stimme emporfuhr.

„Erlaucht fragt nach dem Herrn Grafen“, mahnte der treue Diener, dem die hellen Thränen aus den Augen schossen. „Es — geht zu Ende mit unserm geliebten, theuren Herrn.“

„Schafft eine Bahre herbei!“ befahl Scheppembach rauh. „Auch koppelt die Hunde fest.“

Er wußte selbst nicht, wie er die wenigen Schritte zu dem Sterbenden gemacht, aber als er neben demselben niedersank, schluchzte der starke Mann fassungslos wie ein Kind:

„Eberhard, ich — ich habe Dich erschossen.“

Aus der Brust des Verwundeten, die man sofort entblößt hatte, quollen nur einige schwache Blutströpfen!

Mühsam richtete er das Haupt etwas empor, aus den matten Augen brach ein unsägliches Strahl von Liebe, und mit großer Anstrengung brachte er hervor:

„Ich — muß — mit Dir allein — noch reden, mein Bruder — ehe es — vorbei ist.“

Ehrerbietig traten alle Anwesenden zurück, auch der Arzt, welcher die Wunde untersucht hatte, entfernte sich, nachdem er dem Grafen das Haupt ein wenig höher gebettet.

„Hier ist keine Hilfe mehr möglich“, sagte er zu den Umstehenden. „Der Schuß hat aus nächster Nähe edle Theile getroffen; die Verblutung kann jeden Augenblick eintreten.“

Und so blieben denn die beiden Brüder allein. Im Grauen des feuchtkalten, trübten Novembermorgens sahen sie sich zum letzten Male in die Augen und nahmen von einander Abschied. Hans Albrecht empfand eine Art dumpfer Lähmung; er konnte das ganze, entsetzliche Unglück noch nicht fassen und vermochte nur immer mit klangloser Stimme zu wiederholen:

„Ich — ich — habe Dich erschossen!“

„Mein, mein armer, theurer Bruder“, seufzte der Sterbende mühsam, „ich suchte — den Tod. — Ich hatte Dir mein Wort verpfändet daß ich nicht als Selbstmörder durch die eigene Waffe fallen wollte. Kannst Du mir vergeben — daß ich des einzigen Bruders Augen erwählte, um durch dieselbe von der Qual dieses Daseins befreit zu werden?“

„Eberhard!“ schrie Scheppembach furchtbar auf, „nein, nein, Du irrst Dich — es ist ja nicht möglich!“

„Es war der letzte — und größte Liebesdienst — den Du mir erweisen konntest. Vergiß mir, mein armer Bruder! Und — noch eins! Sei barmherzig — sage mir — ob Du — sie liebst — die mein Leben — elend gemacht —“

„Mein, so wahr mir Gott in meiner letzten Stunde beistehe“ erwiderte Hans Albrecht und hob feierlich die Hand zum Schwur.

„Ich verachte jenes Weib, und eher soll meine Hand verdorren, als daß ich dies Wort zurücknehme!“

„Und doch — sah ich sie gestern in Deinen Armen! In diesem Augenblicke — reiste mein Entschluß, dies Leben zu verlassen.“

„O mein armer Eberhard, konntest Du auch nur eine Sekunde an mir zweifeln! Kathinka war erbärmlich genug, mir ihre Leidenschaft zu gestehen, und als sie sich in meine Arme warf, schleuderte ich sie voll Verachtung von mir fort zu Boden.“

Wie ein helles, glückseliges Leuchten zog es über des Majoratsherrn bleiches Antlitz.

„Gott sei gelobt“, stammelte er erleichtert, „nun kann ich in Frieden sterben — und Gott wird mir vergeben! Hans Albrecht gräme — Dich nicht — Du konntest — nichts dafür. — Es war — nur meine Schuld. Wirst Du — mich lieb behalten — und mein Kind nie verlassen?“

Als vom Dorfe herüber die achte Morgenstunde schlug, hatte der Reichsgraf Eberhard von Schleppembach sein Leben ausgehaucht und Hans Albrecht, selbst halb wahnsinnig vor Schmerz und Jammer, drückte ihm die Augen zu.

Wie eine kaum glaubhafte Mär hatte sich inzwischen unter den Jagdtheilnehmern die Kunde verbreitet daß der Graf durch die Kugel seines jüngeren Bruders gefallen sei. Als man den alten Klingner fragte, schüttelte dieser nur zornig das graue Haupt.

„Lassen Sie es gut sein, meine Herren! Ich werde niemals sagen, was ich gesehen habe!“ rief er. „Nur das eine wiederhole ich laut daß unser armer, seliger Herr Graf seinen Bruder innig liebte und dieser vielleicht sein ganzes Leben hindurch den unseligen Augenblick nicht vergessen wird. Mein armer, junger Herr!“

Schauerlich tönte das Hallali, welches die Jäger bliesen, während man den Todten auf die rasch herbeigeholte Bahre legte. Aller Häupter entblößten sich, und keiner dieser Männer schämte sich der Thränen, die über ihre Wangen rannen.

Nur Hans Albrecht war starr geworden. Er hob mit zuckender Hand das Gewehr empor, aus welchem der unselige Schuß gefallen, und schritt wortlos gefenken Hauptes hinter der Leiche her. Er hatte als er den Hahn spannte und das flüchtige Wild herankommen sah, nicht bemerkt, wie eine menschliche Gestalt vorgetreten war; erst als der Majoratsherr fiel, schrie auch er wild auf. Das also war die Ahnung gewesen, die wie eine Centnerlast auf ihm gelegen hatte! Nur eine kurze Sekunde wollte es wie Groll in ihm aufwallen, daß Eberhard diese schwere Schuld ihm selbst auf die Seele gebürdet, dann aber seufzte er trostlos auf: „Er sagte ja es sei ein Liebesdienst für ihn gewesen. O mein unglücklicher Eberhard!“

Als man auf der Schleppenburg anlangte, wußten bereits alle, was sich ereignet hatte. Durch die Reihen der versammelten Diener und Mägde ging ein dumpfes Aufschluchzen, als die Bahre mit dem todtten Gebieter die Stufen der Freitreppe hinangetragen wurde; sie hatten viel an ihm verloren — jeder einzelne wäre ihm zu Liebe durchs Feuer gegangen.

Da plötzlich wurde die eine Flügelthür ungestüm aufgerissen; in einem feuerrothen Morgenroth mit langer Schleppe, mit aufgelsstem Haar und unter schrillum Geschrei stürzte Gräfin Kathinka aus dem Schlosse, um sich neben der Bahre zur Erde niederzuwerfen.

„Mein Gemahl, mein süßer, heiliggeliebter Eberhard!“ Nein, nein, es ist nicht möglich, er kann nicht todt sein!“

Beim Klang dieser gellenden Stimme bei dem ganzen theatraischen Schmerzensausbruch der schönen Frau fuhr Hans Albrecht aus seiner Erstarrung auf, und die Umstehenden erschrafen beinahe vor dem wildauflodernden Zornesblitz, der aus seinen Augen brach. Rauh und erbarmungslos riß er die Schwägerin am Handgelenk empor; seine Stimme war völlig entstellt, als er zornig rief: „Wollen Sie sich mähigen, Frau Gräfin, und angesichts unseres theuren Todten keine Komödie auführen! Geben Sie Raum für die Bahre!“

Ebenso erstaunt, wie alle übrigen, blidte die junge Wittwe auf. Einen solchen Ton hatte sie noch niemals von einem menschlichen Wesen vernommen.

„Lassen Sie mich zu seinen Füßen trauern!“ schluchzte sie aufgeregt. „Ich habe ja alles an ihm und mit ihm verloren. Er war der beste, treueste Mann, den die Erde getragen.“

„Allerdings, gnädige Schwägerin, man sieht gar oft allzu spät ein, was man verloren hat! Und nun, Ihr Männer, auf nach dem Ahnensaal!“

Kathinka wollte den Arm des finsternen Mannes ergreifen als sie sich erhoben hatte und neben ihm stand, allein mit einem düsternen Blick trat er zurück.

„Es ist wohl besser, Sie gehen in Ihre Gemächer, Gräfin“ verjehrte er, „und wechseln die Kleider; Ihr greckfarbiges Morgenengewand verlegt das Auge. In einer halben Stunde lasse ich mich bei Ihnen melden.“

Mit einer kurzen Verneigung schritt er an ihr vorbei, ohne den dunklen Hassesblick zu bemerken der aus den sonst so sanften Augen brach.

Man hatte den Majoratsherrn inzwischen im Ahnensaal aufgebahrt; der alte Klingner küßte schweigend die herabhängende Rechte und wandte sich dann zu Hans Albrecht.

Fortsetzung folgt.

Traum im Walde.

Einmal ruhte ich im Eichenwald
Des Abends ganz allein,
Da kullte mich das Waldlied bald
In süße Träume ein.

Ich wandelte am Kieselbach
Froh an der Mutter Hand,
Ich sah das moosbedeckte Dach,
Wo meine Wiege stand.

Und vor dem Hause klein und arm
Der Vater schritt einher;
Er hob mich auf den starken Arm
Und herzte mich so sehr.

Und aus der Mutter Auge rann
Die Träne „Mutterlast“,
Der Vater aber schloß mich dann
Noch fester an die Brust.

Bald war der gold'ne Tageschein
Gewichen dunkler Nacht;
Ich schlief beim Mutterliede ein,
Von ihrem Aug' bewacht.

Doch ach, der schöne Traum entschwand
Mir Armen nur zu bald;
Zerbrochen war er, und ich fand
Verlassen mich im Wald.

Der Eichbaum rauscht in Nacht und Wind
Aus sternloser Höl';
Da weint' ich wie dereinst als Kind,
Mir war's ums Herz so weh.



Heimkehr.

Novellette von Paul Junka.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Stirn an die Scheibe gepreßt, sitzt Madeline in einer Ecke des Coupés III. Klasse und betrachtet die Landschaft, die mit Blütheschnellen mit taumelhafter Silberfolge, wie die unaufhörlich wechselnden Perspektiven eines endlosen Kaleidoskops vorüberzieht; zuerst die Oertöne der gepflügten Felder — dann die Stala des leichten, zarten Grüns, der taubeneychten Wiesen, und jetzt die Fichten einer kleinen Anhöhe, die sich zu dem großen, bläulichen Schatten aufzuschwingen scheinen, der die geliebten Umrisse der Heimatberge dort drüben am Horizont in dunkle Tinten taucht.

Eine flüssige, zitternde Helle sinkt vom blassen Himmel hernieder und verleiht diesem Frühlingssilde etwas Unwirkliches, Traumhaftes.

Doch plötzlich sieht man nichts mehr, und der Zug schießt zwischen hohen Mauerwänden dahin. Tausend kleine, zarte Pflanzen springen aus den Spalten, streifen die Wagentüren und schütteln, im Lächeln des Morgens strahlend, ihre taubeneychten Stengel. Man möchte glauben, sie wollten die Reisende willkommen heißen, die sich in ihrer Naivität darüber wundern, daß die allgemeine Fröhlichkeit der Natur sie nicht angestekt hat.

Warum nur diese unerklärliche Angst anstatt der Erwartung des Glückes, das ihr die Rückkehr verhieß? . . . Sie ist töricht. Sie mußte doch zufrieden sein! . . . Sie fragt ihr Herz und lauscht vergeblich; der Triumphgesang der Befreiung steigt nicht aus den Tiefen ihres schmerzgefüllten Wesens. Madeline begreift sich selbst nicht mehr! Ein dumpfer Druck, eine unbekannte Kraft lastet auf ihr und hindert sie, sich zurecht zu finden.

Und doch hatte sie so ungeduldig auf diesen Augenblick der Heimkehr gehofft! . . . Zwei Jahre ist sie fortgewesen; zwei Jahre hat sie Bernardet, ihren Mann, und Cadéton, ihren angebeteten Kleinen, nicht umarmt! Das Glend hatte sie gezwungen, die Heimat zu verlassen. Schädlinge hausten in den Rebstöcken, Arbeit war schwer zu erhalten, obwohl Bernardet ein tüchtiger Arbeiter war. Sie mußten das Stück Land, das sie von den Alten geerbt, Stück für Stück verkaufen — dann ging es nicht mehr weiter . . . Da hatte denn Madeline sich gefügt; sie hatte es wie die anderen aus dem Dorfe gemacht, die Ammen in Paris geworden waren und viel, viel Geld mit nach Hause gebracht hatten. Doch ihr ganzes Herz war bei Bernardet und Cadéton, dem armen Herzchen, geblieben, das jetzt erstaunt die Augen aufreißen und seine Mutter nicht wiedererkennen wird . . . Sie hat die ländliche Haube wieder aufgesetzt, sie fühlte sich unbehaglich in Paris und kam sich ganz fremd vor mit den

vielen Wandern, die ihr, der unabhängigen Bergbewohnerin, wie eine Livree der Knechtschaft erschienen. Jetzt hat sie das Gefühl, als richte sich ihre braune, vom Hauche der Großstadt gebleichte Stirn unter dem heimatischen Odem freier und stolzer wieder auf.

Die Vereinigung mit den lieben Jhrigen — einen anderen Gedanken hat sie während der langen Monate ihres Exils nicht gehabt. Kein Vergnügen hat sie sich gegönnt. Eifrig hat sie ihren Monatslohn gespart, um ihn nach Hause zu schicken, und während sie arbeitete, kam Ruhe in ihre Seele, wenn sie sich das kleine Heim vorstellte, in das der Wohlstand wieder eingelehrt war.

In der ersten Zeit ließ ihr ihr Mann den Empfang des Geldes bestätigen. Doch seit langer, langer Zeit hatte er nicht mehr geschrieben.

Madeline zählt an den Fingern nach: Januar, Februar, März . . . es sind sechs Monate her . . . Doch Bernardet ist wohl zu entschuldigen; wenn man nicht schreiben kann, muß man zu dem oder jenem seine Zuflucht nehmen, und das ist unangenehm, oft sogar unmöglich.

Cadéton soll ein Gelehrter werden, das nimmt sie sich fest vor.

Armer Bernardet! Sie zweifelt nicht an ihm! Sie wird ihn gleich wiedersehen; wie früher wird er ihr lächelnd und bewegt die Arme entgegenstrecken.

Warum also diese unüberwindliche Angst, die ihr die Brust beklemmt?

Eine Staubwolke blendet Madeline; ein heftiges Pfeifen läßt sie erzittern. Der Zug kommt an . . . sie ist zu Ende, die endlose Reise . . . Sie holt sich ihre Pakete aus dem Reg, öffnet mit zitternder Hand die Wagentür und steigt mühsam atmend aus . . . Das macht die Freude; sie weiß es ganz genau . . . in Paris hat sie gehört, daß man auch vor Freude sich ängstigen kann.

II.

Aber wo ist denn Bernardet?

Verzweifelt steht sie sich in dem leeren, kühlen Raum des Bahnhofes um. Ihr Mann ist ihr nicht entgegengeekelt . . . Was soll das heißen?

Gewiß gar nichts! Sie ist toll; Bernardet ist von irgend einer dringenden Arbeit zurückgehalten worden. Jeder weiß ja, daß die Ernte nicht wartet und daß man nicht immer tun kann, was man will, wenn man bei anderen im Dienst ist.

Sie bemüht sich zu lächeln und empfiehlt ihren Koffer dem Stationsvorsteher, ihren kostbaren Koffer mit ihren neuen, gestickten und gebänderten Kleidern, die der zierlichen Germaine gehört hatten und die „Madame“ ihr für den kleinen Cadéton geschenkt.

Sie durchwandert die kleine, stille, noch schlafende Stadt und biegt in den Hohlweg ein, der zu dem Berge führt.

Dort beginnt der wunderbare Zauber der Erinnerung auf sie zu wirken. In jedem Strauch, in jedem Felsblock erkennt sie Stücke ihrer armseligen Vergangenheit, und eine tiefe Nüchternung schleicht sich in ihr Herz, das für die Lebensfreude wieder zu schlagen beginnt. Die wilden Blumen neigen sich vor ihr, von einem unsichtbaren Hauche bewegt, der ihren Duft in die Luft trägt. Und dort drüben zeichnen sich die in Nebel gehüllten Umrisse eines Wäldchens ab, hinter dessen grünem Wall das Dorf liegt, in dem sie ein so reines Glück genossen. Die Armen brauchen ja so wenig Platz, um glücklich zu sein!

Madeline beruhigt sich bei diesem Gedanken, sie geht schneller und atmet mit ungewohnter Lust den frischen Duft ein. In diesem Augenblick taucht die Sonne hinter einer weißen Wolke auf, und alles glänzt in den blendenden Lichtstrahlen und Madeline fühlt, wie die letzten Schatten ihrer Seele in dieser prächtigen Morgenröte verschwinden.

Jetzt tritt sie in den Wald. Die Bäume verschleiern den Himmel, eine Lerche singt aus vollem Halse, von dem Glucksen der Quelle begleitet, die über das Moos rieselt; über dem Ginsters flattern Millionen von kleinen blauen Schmetterlingen, zitterndem Azur ähnlich, und in der Ferne erhebt sich ein heller Rauch, aus dem Madeline die teuren Bilder der Vergangenheit auftauchen sieht.

Sie lächelt, und ihre Wimpern werden feucht. Ihr ganzes Leben, ihr ganzes Wesen hängt mit diesem Fleckchen zusammen! Hier hat sie mit ihren Gefährtinnen Gänseblümchen gepflückt; hier ist die Stelle, an der ihr Bernardet an einem unvergeßlichen Abend gesagt, daß er sie liebe. Unter jedem Blatt sind Erinnerungen verborgen, die ihr zuflüstern, und der scharfe Duft des Grases, den sie mit Wohlbehagen einatmet, schmeißt ihren Lippen wie ein Liebestuß.

Mut! Die alten Phrenden sind ganz nahe; an einer Wegkrümmung bemerkt Madeline die Ziegeldächer des Fleckchens. Noch eine Minute, und sie wird in Bernarbets Armen liegen!

Ihr Haus ist das erste am Waldrande, sie eilt schneller, um früher die Rauchwolke zu bemerken, die wieder die vertraute Empfindung der Häuslichkeit wachrufen wird. Schon vernimmt ihr Ohr die bekannten Töne, den taktmäßigen Schlag des Hammers, der auf den Amboss fällt, und das Gurren der Tauben, die in dem verfallenen Kirchturm haufen. Sie geht nicht mehr, sie läuft nicht mehr, sie steigt; von der unausrottlichen Hoffnung vorwärts getrieben, die uns bis zum Grabe gefangen hält.

III.

Vor dem Häuschen bleibt sie stehen mit wankenden Knien und heftig pochendem Herzen, denn der Kamin schickt nicht die Rauchwolke in die Morgenluft, dies Symbol einer friedlichen, sanften Häuslichkeit.

Uebrigens ist die Tür nicht verschlossen, sondern nur zugestoßen, Madeline wird gleich alles erfahren. . . . Doch sie wagt nicht weiter zu gehen, eine unüberwindliche Furcht, die Angst vor einem unbekannten, entsehligen Etwas lähmt ihre Glieder. Sie verspottet sich selbst, um ihren Mut anzustacheln; sollte sie in Paris nervös geworden sein?

Endlich nimmt sie ihren ganzen Mut zusammen, legt die Hand auf die Klinke und tritt mit entschlossenem Schritt ein. Doch mitten im Zimmer bleibt sie, von einer namenlosen Angst festgebannt, stehen. Ueberall gähnte ihr Leere und Debe entgegen. Von der kleinen, leeren Wiege hängen die gelben Vorhänge kläglich hernieder, als wären sie plötzlich abgerissen worden. Der Staub herrscht mit unbestrittener Souveränität, er lagert auf dem Spinnrad der Großmutter und auf den Nippen, die man auf den Jahrmärkten gekauft, und die alte Uhr mit dem Eichengehäuse läßt nicht mehr ihr schwaches Ticken vernehmen. Man möchte glauben, alles, was hier gelebt, wäre für immer gestorben.

Eine Nachbarin geht vorüber und sieht neugierig herein. Beim Anblick der Fremden stößt sie einen Schrei aus:

„Madeline!“

Diese dreht sich um ergreift sie beim Arm.

„Was gibt's, Thérèse, sag mir's!“

Mitleidig erklärt Thérèse:

„Ja, meine Liebe, weißt Du denn nichts?“

Wie erstarrt schüttelt Madeline langsam den Kopf.

Nein, sie weiß nichts. Doch sie fühlt das Rahen eines entsehligen Unglücks und wartet steif und starr.

Da erzählt ihr die Nachbarin mit kläglichem Stimm: „Der kleine Cadéton war so zart. Der Aermste! Er ist ganz sanft eingeschlafen; mit den letzten Blüten ist er dahin gegangen.“

Mit dem Aufschrei eines erwürgten Tieres bricht Madeline auf dem Boden zusammen:

„Mein Kind!“

„Das ist noch nicht alles,“ fährt Thérèse fort, „Bernardet war ein träger Arbeiter geworden, seit er so viel Geld aus Paris bekam. . . . das Geld hat ihn zu Grunde gerichtet. . . . Als Cadéton nicht mehr da war, hat er zu trinken angefangen, und eines schönen Tages ist er davongezogen.“

Madeline weint nicht mehr, sie hat nicht mehr die Kraft dazu. Sie weiß nicht einmal, welcher Schmerz sie am tiefsten getroffen, der Tod oder der Verrat.

Sie begreift nur, daß etwas in ihr zerbrochen ist, daß ihr nichts mehr bleibt, nichts.

Und so fragt sie denn ruhig, in einem Tone, der wie eine Lieblosung klingt:

„Wo ist denn mein Cadéton begraben?“

Tief bewegt angeblickt dieser Verzweiflung versteht Thérèse mit der unbewußten Poesie der einfachen Menschen, während große Tränen über ihre gebräunten Wangen laufen:

„In dem hübschesten Fleckchen des Kirchhofs. . . man hat ihn auf der Anhöhe begraben, wo das Eingrün wie ein großer Teppich liegt. Er muß da schön schlafen, der kleine Engel; er hatte ja die Blumen und die Sonne so lieb!“

Madeline hört nichts mehr, sie ist hinausgeeeilt und wandert steif und automatisch geradeaus.

Einen Augenblick später befindet sie sich in der großen Umfriedigung, wo die kleinen Vögel auf den armseligen Holzkreuzen den Triumph des Lebens feiern. Wie können sie nur singen, während Cadéton für immer in der kalten Erde ruht?

Und ohne zu wissen, wie, liegt Madeline auf den Knien und umschließt mit ihren Armen einen kleinen Hügel und die Blumen, die das Grab des Kindes schmücken.

Wie lange bleibt sie so liegen? Die Mittagssonne sendet ihre glühenden Strahlen, dann färbt sich der Himmel mit dem königlichen Purpurrot des Sonnenuntergangs, der nach und nach wieder in zarte Rosatöne übergeht. Madeline rührt sich nicht. Jedes Empfinden ist aus ihr entflohen, für ihre schwankend zitternde Seele ist die Welt hier zu Ende.

IV.

Eine lange Klage zerreiht plötzlich die Stille des Abends und wiederholt sich mit schmerzlicher Festigkeit in ihrem geschwächten Hirn. Was ist das für ein Geräusch, das sie schon so oft gehört? . . . Ach ja, das ist das Pfeifen der Eisenbahn; — die Eisenbahn fährt nach Paris! Sie erhebt sich, von einer plötzlichen Angst emporgeschleudert, sie empfindet das Bedürfnis, die Stätte zu verlassen, ohne hinter sich zu blicken. Sie hat das deutliche Gefühl, sie würde weniger leiden, wenn sie erst fern ist. . . . Sie fühlt es, sie würde den Anblick dieser Gegend, dieser Zeugen ihres verschwundenen Glückes, wo ihre armen Hoffnungen gestorben, nicht mehr ertragen können. . . . Die Mauern des Hauses würden ihr gleichsam das Herz einschüren. . . . und mit dem Bewußtsein ihres Unglücks überkommt sie gleichzeitig eine entsehlige Bitterkeit.

Was soll sie in Paris anfangen? Sie weiß es nicht. Sicherlich wird sie wieder zu ihrer Herrschaft gehen. Sie waren gut und werden sich gewiß für ihr Elend interessieren, sie entweder bei ihren Freunden unterbringen oder bei der kleinen Germaine behalten. So hat sie wenigstens ein Wesen, das sie lieben kann.

Ein letzter Kuß auf den Erdhügel, dann erhebt sich Madeline und wandert von dannen, nachdem sie ein Sträußchen Blumen in ihr Nieder gesteckt hat, — einen zarten Talisman, der sie vielleicht vor den Versuchungen der Großstadt retten wird.

Schnell wandert sie über die in Abendnebel getauchte Landstraße; schnell will sie eine möglichst große Entfernung zwischen sich und alles legen, was hinter ihr in Tod und Verlassenheit zurückbleibt.

Fast gleichzeitig mit ihr läuft der Zug in den Bahnhof ein. Hastig, mit einem Seufzer des Lebens, nimmt sie in einem Coupé Platz. Und mit finsternem Grollen stürzt die Maschine in rasender Flucht durch die Ebene und entführt die Verlassene nach der großen Stadt, nach Paris, dem riesigen Menschenmeer, das ein neues Brack den unzähligen anderen zuführt, die bereits in seinem Schoß wimmeln.

Räthsel und Aufgaben.

Rebus.



Anglosungen aus voriger Nummer.

Füllräthsel.

S ä h e r
A g a v e
H e r e n
B e t e r
T u l p e
M i e t e
M u b e r
M i e v o
M o n n e

Haubtmann — Partleben.

Magisches Kreuz.

S o f
p e l
I t a l i e n
T o n d e r n
F r i e s e n
e r e
u n n

Rebus.

Was ein Päckchen werden will, krümmt sich bei Seiten.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ ~ Ein Schwerenöter. ~ ~ ~



„Sie kommen leider etwas spät, meine Damen!“ — „Wir sind aber um 2 Uhr aufgebrochen.“ — „Da hätt' ich mit dabei sein mögen.“ — „Weshalb?“ — „Weil ich so gern Knospen aufbrechen sehe.“



Am Stammtisch.

Müller: „Schulze, Sie rühmen sich immer, daß Sie ein reicher Mann sind. Beweisen Sie uns das doch mal.“

Schulze: „Gewiß, das kann ich Ihnen durch Zahlen beweisen.“

Müller: „Gut, es sind hier diverse Glas Bier und drei Flaschen Wein getrunken worden. Nun beweisen Sie mal durch Zahlen, daß Sie Geld haben.“



Nicht praktisch.

Schneider (einen fertigen Hohenzollern-Mantel anpreisend): „Sehen Sie, die Pelserie können Sie annehmen.“

Student: „Ach, darauf kriegt man doch nicht viel!“



Erklärt.

Der Herr Müller schneidet in seinen Erzählungen immer furchtbar auf. Was ist der eigentlich?

„Chirurg.“



Präzis.

Richter: „Erzählen Sie kurz den Hergang!“

Angeklagter: „Ja — ich konnte nicht umhin, ihm die Bühne einzuschlagen, die er mir zeigte!“

~ Nachahmungstrieb. ~



A.: „Warum schreitet Ihr Hund denn gar so stolz einher?“

B.: „Unglaublich kluger Stöter, Nachahmungstrieb, sobald ich Monofle einflenne, wirft er sich in Positur.“

× × frech. × ×



„Sie, Kellner, was ist denn mit meinen Kälberfüßen?“
„D, entschuldigen, ich hab' g—glaubt, Sie haben's schon.“

Stosseutzer eines Dichterlings.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet
Und schon seit Olms Zeiten so gewesen,
Das zehnmal mehr zusammen wird gedichtet,
Als ein geehrtes Publikum mag lesen.

Schlimmes Leiden.

Professorsfrau: „Ja, Frau Rat, es ist ein rechtes Leiden bei meinem Manne mit seiner Zerstreuung. Denken Sie, neulich, als er seine Abhandlung über die „Nabel der Kleopatra“ schrieb, mußte ich ihn doch fortwährend mit einer Stednadel ins Genick stechen, damit er sein Thema nicht vergäße.“

Moderner Rattenfänger.

„Der Baron hat kolossales Glück beim Ballet.“
„Ja, der wahre Balletrattenfänger.“

Begriffstüftig.

Ein Lehrer führt seine Schüler in die Anfangsgründe der Algebra ein und erläutert die Bedeutung der Buchstaben x und y für unbekannte Größen.

„Ich sage Euch ein Beispiel. Ihr kennt alle den Großbauer Wiese von hier; der hat in seinem Stall Ochsen, Kühe, Schweine, Schafe und Kälber, im ganzen 84 Stück. Weißt Du nun, wie viele Schafe er hat, Heinrich?“

„Nein, Herr Lehrer!“

„Nicht? Hat er denn nicht x Schafe?“

„Nein, aber X-Beine!“

~ Aus dem Citatenschatz des Vegetariers. ~



Auf, flieh' hinaus auf's weite Land!



Das schönste sucht er auf den Fluren.



Er brachte Blumen mit und Früchte.



Manchmal wollt' ich fast verzagen.



Will sich Hektor ewig von mir wenden?



Des Lebens ungemischte Freude ward
keinem Sterblichen zuteil.



Da wendet sich der Gast mit Grausen.



Zu der verlassen Flur kehrt er ge-
rettet zurück.



Er schlachtete der Opfer zweiei

In einer kleinen Stadt.

Besuch: „Eure Zeitung bringt ja keine Lokalnachrichten.“

Gausherr: „Die überbringt die Zeitungsfrau mündlich.“



Ein Kieb.



Sie: „Du solltest Dich wirklich mal photographieren lassen, Paul!“

Er: „Für wen denn?“

Sie: „Für mich. Du bist ja jetzt so selten zu Hause, daß ich schließlich vergessen werde, wie Du aussiehst!“

Mallinös.

Dramatischer Dichter (liest dem Direktor sein Trauerspiel vor): „Erste Szene. Der Bahnhof. Ein Zug fährt in die Halle. Der Dampf zischt, die Lokomotive pfeift...“

Direktor: „Jetzt hören Sie auf. Was bleibt denn da fürs Publikum!“

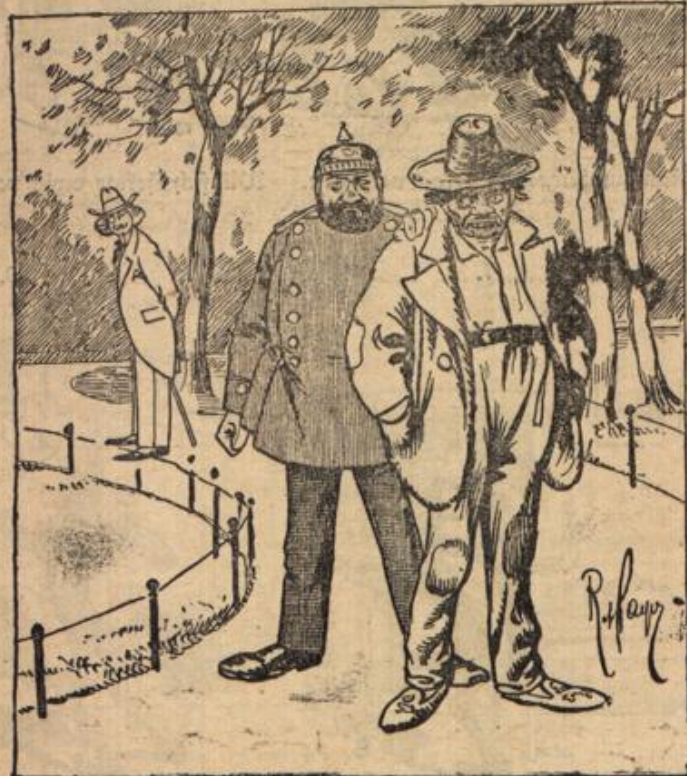
Kräftiger Wink.



Unteroffizier: „Hofmüller, Sie Großbauer, wie lassen Sie da. Kurze Schritte, immer dalli, dalli, nicht so sparsam mit dem Beineheben. Gegen die Vorgesetzten ist die verdammte Knauferei überhaupt nicht angebracht. Merken Sie sich das!“



Sehr glaubwürdig.



„Sie haben diesen Mann angebettelt!“

„Wissen Sie das so bestimmt? Ist's nicht möglich, daß er mich hat anpumpen wollen?“